

## **Wie deutsch war der Protestantismus in Deutschland? Historische Beobachtungen**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
wir stehen unmittelbar vor dem Jahr 2017 und damit vor den Gedenkfeiern zu 500 Jahren Reformation, einem historischen Großereignis des 16. Jahrhunderts, das durch Luthers 95 Wittenberger Thesen seinen Anstoß erhielt. Man spricht allerdings heute in der internationalen Forschung aus guten Gründen nicht mehr von der *einen* Reformation, sondern im Plural von *den* Reformationen des 16. Jahrhunderts und beugt damit schon im Ansatz jeder nationalen Verengung der Sichtweise vor. 500 Jahre Protestantismusgeschichte haben gewiss viele Fortschritte initiiert und waren für den großen Soziologen Max Weber schon vor über 100 Jahren Anlass zu seiner berühmten Protestantismus-These, wonach es die protestantischen Länder im Nordwesten Europas waren, deren reformierte religiöse Mentalitäten den kapitalistischen Wachstumsprozess des neuzeitlichen Westens und damit die Signatur der modernen Welt freilegten. Neben allen Erfolgen konnten die Reformationen aber zugleich auch sehr bedenkliche Folgen zeitigen, letztlich eine Nationalisierung des Christentums. Dabei war und ist das Christentum von Beginn an aus Prinzip transnational. Die katholische Weltkirche blieb davon mehr verschont, wenngleich sie genügend andere Probleme hatte und auch heute noch hat. Wenn der Nationalismus in den Ländern der Reformation extreme Formen annahm, dann ging fatalerweise auch das jeweilige nationale Christentum diesen extremen Weg mit und drohte, sich auf diesem Weg zu verirren oder gar völlig zu entgleisen.

Davon, von bedauerlichen Verirrungen und Entgleisungen muss die Rede sein, wenn wir die letzten ca. 150 Jahre des deutschen Protestantismus betrachten, also seit etwa der Reichsgründung von 1871. Zunächst erschien das preußisch-deutsche Kaiserreich der Hohenzollern vielen Protestanten als Erfüllung ihrer Wunschträume in dem Sinne, als käme die auf halber Strecke steckengebliebene Reformation des 16. Jahrhunderts nun zu ihrem eigentlichen Ziel. Das war der Grundtenor der vorherrschenden Geschichtsschreibung der Epoche, vertreten durch Heinrich von Treitschke und Kollegen. Dass mit der engen Anbindung der Evangelischen an die Throne und an die Nation viele Probleme einhergingen, sahen die Zeitgenossen weniger. Was entstand und von den Zeitgenossen häufig kaum bemerkt wurde, war eine Art babylonischer Gefangenschaft der Kirche im

Nationalen. Alles, was Kaiser und Reich unternahmen, erhielt seinen protestantischen Segen. Die Kirche ließ sich ganz nah bei den Thronen und Palästen nieder, nicht jedoch bei den Hütten, wo doch gemäß ihrer christlichen Ursprungsprägung ihr eigentlicher Ort hätte sein sollen. Eine der Folgen dieser falschen Option war, dass in Gestalt der deutschen Sozialdemokratie eine zweite säkulare Kirche entstand, die Kirche der kleinen Leute, die Kirche des um 1900 sehr zahlreichen Proletariats. Die Berliner Erfahrungen zwischen 1870 und 1910 sprechen in beredter Weise davon.

Der große Krieg 1914-18, vom amerikanischen Historiker George F. Kennan als Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts bezeichnet, war auch christentumsgeschichtlich eine Katastrophe. Er war eine Wahrheitsprobe auf die christliche Substanz der europäischen Kirchen - sie alle haben sie nicht bestanden. Wer heute die Kriegspredigten 1914-18 liest, muss entsetzt sein über die Instrumentalisierung des Religiösen für aggressive Kriegsziele und wird sich fragen: wieso entstand nicht zu dieser Zeit bereits eine Bekennende Kirche, theologisch geboten wäre das angesichts einer wenig christlichen Kriegstheologie allemal gewesen. Ein damals unbekannter Schweizer Pfarrer namens Karl Barth gewann aus diesen kirchlich-theologischen Verirrungen die entscheidenden Impulse, um eine neue Theologie zu entwickeln, die 1933 wichtige Richtschnur für die Bekennende Kirche werden sollte. Der Krieg, der bei den Deutschen mit so großen Hoffnungen verbunden war auf ein noch größeres Deutschland - auch Pfarrer beteiligten sich an den Annexionsplänen - , dieser Krieg ging bekanntlich verloren. Für die Protestanten war das ein Absturz aus großer Höhe. Es herrschte größte Niedergeschlagenheit im protestantischen Milieu: der Kaiser fort, die gottlosen Sozialdemokraten an der Macht, Trennung von Staat und Kirche, in Preußen allgemeines gleiches Wahlrecht und nicht mehr Dreiklassenwahlrecht, zudem Wahlrecht auch für die bislang nicht wahlberechtigten Frauen, und manche weiteren modernen Unerhörtheiten. Kirchliche Befürchtungen, es ginge ihnen nun vollends an den Kragen wie den Kirchen im revolutionären Russland, erwiesen sich als unbegründet. Ihre Substanz blieb gesichert, einige Privilegien gingen verloren.

Aber letztlich konnte und wollte man sich protestantischerseits nicht arrangieren mit den neuen Gegebenheiten von Republik und Demokratie - im Gegenteil, es wuchs eine Frontstellung gegen die "Gottlosenrepublik von Weimar", im Bündnis mit nationalen und völkischen Bewegungen gegen Republik und Demokratie. "Demokratie" galt als unchristlich, denn man fand nichts von Demokratie und Republik im Neuen Testament und auch nicht in den Schriften der Reformationszeit. So verband man sich mit den politischen Bewegungen, Parteien, Verbänden gegen die erste deutsche Demokratie: DNVP, Stahlhelm-Bund der Frontsoldaten, Kriegerverbände und ab 1930 in wachsendem Maß mit der anschwellenden Hitlerbewegung. Ein wichtiger geistig-politischer Sammelpunkt

völkischer Protestanten im Übergang zur Diktatur war die 1930 in Berlin gegründete Christlich-deutsche Bewegung. Bei den letzten Kirchenwahlen in der großen preußischen Landeskirche im November 1932 gewann die soeben erst neugegründete Glaubensbewegung Deutsche Christen auf Anhieb ein Drittel der Stimmen. Die national-konservative Kirchenleitung hatte zur Wahl eine kirchenpolitische Bewegung zugelassen, deren Programm krassen Antisemitismus enthielt.

1933 glich in protestantischer Wahrnehmung einem Wunderjahr. Als exemplarisch für das protestantische Erlebnis 1933 kann der "Tag von Potsdam" gelten, dessen Hauptzeremonie mit Hindenburg und Hitler in einer Kirche stattfand, der traditionsreichen preußischen Garnisonkirche, die - nach ihrer Zerstörung in Hitlers Krieg - eine kirchliche Initiative heute so gern wiederaufbauen möchte. Der "Tag von Potsdam" war ein wichtiger Markstein auf dem Weg ins "Dritte Reich". Überwindung des modernen und säkularen Geistes von Weimar, Aufrichtung eines autoritären christlichen Staates gegen die Kultur des Westens - das war die protestantische Erwartung an 1933. Es musste nicht unbedingt der Katholik Hitler sein, aber nun war er einmal da, "der Führer", und ein Großteil der Evangelischen schloss sich ihm und seiner Bewegung an: zum Teil begeistert, wenn man an die Massenbewegung der Deutschen Christen denkt, zum Teil bereitwillig, und nur zum sehr geringen Teil zögerlich oder widerwillig. An Widerstand war, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, erst einmal garnicht zu denken.

Wie deutsch waren die Protestanten, so wird eingangs in der Überschrift gefragt. Sie waren schon bis 1933 sehr deutsch, mehr jedenfalls, als ihrem Christentum guttat, und seit 1933 wurden sie noch mehr deutsch, was sich schon im Namen der *Deutschen Christen* ausdrückt, einer innerkirchlichen Parallelbewegung zur Hitlerpartei, die aufs Ganze der 28 Landeskirchen gesehen ca. ein Drittel der Protestanten zeitweilig zu binden vermochte. Die Deutschen Christen glaubten, durch Verschmelzung der christlichen Tradition mit der NS-Weltanschauung die wahre, richtige, christliche Kirche für Hitlers "Drittes Reich" bereitzustellen. In diesem Sinne boten sie sich den neuen Machthabern an, ohne dort auf die Gegenliebe zu stoßen, die sie eigentlich erwarteten. Die Deutschen Christen hingen einem doppelten Glauben an: sie hörten nicht auf, Christen zu sein, aber sie verehrten zugleich auf religiöse Weise das Deutsche, das Germanische, Volk, Rasse, Hitler und seine Bewegung. Hitler selbst hatte bei ihnen den Status eines Erlösers der durch Kriegsniederlage und Versailler Vertrag schwer geknechteten Deutschen.

Mit dem neuen Regime waren die Protestanten im Großen und Ganzen einverstanden, und es gab ja aus ihrer Sicht auch beträchtliche Erfolge: Verbot und Verfolgung von Sozialdemokraten und Kommunisten, Rückkehr zu vermeintlich echter deutscher Kunst, Kultur und Sitte und damit Abkehr von der importierten frivolen undeutschen Massenkultur des Westens, Zurückdrängung des jüdischen Einflusses in Kultur, Wissenschaft-

ten, Presse usw., Annulierung wesentlicher Bestimmungen des Versailler Vertrags, militärische Besetzung des Rheinlands, die Olympischen Spiele von 1936, schließlich den „Anschluss“ Österreichs im März 1938 und die Einverleibung des Sudetenlands im Herbst 1938. Aber es gab Streit im Inneren, Kirchenkampf, das war in erster Linie ein Streit der Protestanten mit sich selbst über ihre richtige Positionierung im Nationalsozialismus. Die einen wollten eine völkische Reichskirche mit Reichsbischof Ludwig Müller an der Spitze, der nach dem Führerprinzip von Berlin aus über 28 Landeskirchen regieren wollte - die anderen wollten das nicht, wie sie dies in der Barmer Theologischen Erklärung zum Ausdruck brachten. Diese Erklärung war eine Zurückweisung des Machtanspruchs der Deutschen Christen in der Kirche, nicht jedoch des Nationalsozialismus. Denn das war der Kirchenkampf vor allem anderen: ein selbstzerstörerischer Kampf im Inneren der Kirchen über ihre angemessene Positionierung im "Dritten Reich". Für die NS-Machthaber war dieser endlose Kirchenstreit störend - international kompromittierend und national eine empfindliche Störung der proklamierten "Volksgemeinschaft". Nach einigen Jahren und Versuchen verlor das Regime das Interesse an einer Regelung der Kirchenfrage. Man überließ die Streitenden weithin sich selbst, schränkte ihre kirchlichen Rechte und religiösen Freiheiten ein, verfolgte einige besonders unbotmäßige Pfarrer. Mehr als die zerstrittenen Protestanten fürchtete das Regime die katholische Kirche, die ihr Zentrum in Rom hatte und damit zu den schwerer kontrollierbaren "übernationalen Mächten" gehörte.

Dann war wieder Krieg - diesmal war es nicht des Kaisers Krieg, sondern Hitlers Krieg. Es heißt im Allgemeinen in der Forschung, die Protestanten seien in diesem Krieg nicht mit der gleichen großen Begeisterung wie 1914-18 dabeigewesen. Gewiss, das trifft einerseits wohl zu. Es war schon ein Unterschied: das euphorische kirchliche Augusterlebnis 1914 und die eher ernste, verhaltene Septemberstimmung von 1939. Gleichwohl ist es erforderlich, zu differenzieren, denn das Gesamtbild protestantischer Kriegsbeteiligung 1939-45 fällt sehr gemischt aus. Es gab auch 1939 viel Bereitschaft, bei diesem offensichtlichen Angriffs- und Eroberungskrieg mitzumachen. Bei den Deutschen Christen, die 1939 nicht mehr so präsent waren wie während der frühen Regimejahre, herrschte durchaus Enthusiasmus, nun auch diesen gewalttätigen Eroberungszug mit ihrem großdeutschen Helden Hitler mitzugehen. Bei der breiten kirchlichen Mitte und in der inzwischen auch geschwächten Bekennenden Kirche gab es so etwas wie traditionelles patriotisches Pflichtgefühl: mag der Krieg gerecht oder ungerecht sein, meine Nation, mein Volk steht im Krieg und da muss der Christ in getreuer christlich-lutherischer Tradition eben mit. Die deutschen Anfangserfolge, die Blitzkriege und Blitzsiege, die Besetzung Polens 1939, die Besetzung Frankreichs 1940, der im Juni 1941 beginnende "Kreuzzug gegen den gottlosen Bolschewismus" im Osten - alles dies

war Anlass zu jubelnden kirchlichen Dankgottesdiensten und zu mehrtägigem Glockengeläut.

Hitlers Krieg war ein von Anfang an verbrecherischer Angriffskrieg. Er brachte neben Millionen Kriegsgefallenen und zivilen Opfern auch die bis dahin unvorstellbare Steigerung der Judenverfolgung, die nun von der Ausgrenzung und Vertreibung zur Massenvernichtung überging. Widerstand gegen die Zielsetzung eines großgermanischen Deutschen Reiches, das Europa beherrschen und teilweise versklaven wollte, gab es kirchlicherseits nicht. Christlicher Widerstand war die Ausnahme von mutigen Einzelpersonen und kleinen Gruppen, Widerstand gegen den Nationalsozialismus gehörte zu keinem Zeitpunkt zum Programm der Bekennenden Kirche. Sie alle kennen die Namen der wenigen Ausnahmen: Dietrich Bonhoeffer, die Widerständler des 20. Juli 1944, einige mutige Frauen wie Katharina Staritz, Elisabeth Abegg und Elisabeth Schmitz, die am Rettungswiderstand für verfolgte "Nichtarier" beteiligt waren.

Der törichte Krieg der Hitlerdeutschen gegen den Rest der Welt ging verloren und die deutsche Katastrophe von 1945 war total. Für viele Zeitgenossen wurde die erschreckende Dimension des Holocaust wohl erst jetzt voll erkennbar. Wie sollte es nun weitergehen, nach zwei großen Kriegskatastrophen und Holocaust, angesichts militärischer Besatzung und Teilung des Landes? Die deutschen Protestanten, die bei allen diesen fragwürdigen bis grundfalschen Aktionen deutscher Politik seit 1914 vorneweg mit dabei waren, hatten den Anspruch auf weitere Führung auf lange Zeit verspielt. Preußen, die große und so lange siegreiche protestantische Macht, war beendet, geteilt, aufgelöst. Es waren die Siegermächte, die das Ende Preußens verfügten. Die deutsche Teilung bedeutete im Westen für etwa zwei Jahrzehnte eine Art katholisch-politischer Hegemonie, maßgeblich geprägt von der katholisch geführten CDU Konrad Adenauers und dem rheinischen Katholizismus. Im Osten regierte bald die KPD in Gestalt der SED, eine demokratisch nicht legitimierte Herrschaft, die nur als Folge der NS-Katastrophe und der anschließenden russischen Besatzung möglich wurde. Der preußisch-deutsche Protestantismus gehörte zu den großen Verlierern der Stunde: was einst so groß und herrlich war, war nun klein, zerschlagen und bescheiden geworden. Mehrheitlich ordneten sich die ganz überwiegend konservativen Protestanten der neuen christlich-konservativen Sammelpartei unter katholischer Führung ein. Eine solche Unterordnung der stolzen Protestanten unter den konfessionellen Rivalen wäre vor Hitler undenkbar gewesen. Sie war nach 1945 auch ein stilles Eingeständnis eigener historisch-politischer Fehlleistungen, insbesondere auch, was die protestantische Performance der Jahre 1933-45 betraf. Die meisten Beteiligten wussten das ja irgendwie, aber man sprach nicht gern offen darüber. Die evangelischen Kirchen im Westen wie im Osten mussten sich in Trümmern neu zurechtfinden. Was die alten nationalprotestantischen Mentalitäten be-

traf, so bedeutete 1945 zunächst keinen Bruch, keine Zäsur. In vielfacher Hinsicht war und blieb die Nachkriegskirche für geraume Zeit noch die alte: Theophil Wurm, Otto Dibelius, Hans Asmussen, Hanns Lilje waren die tonangebenden Männer eines konservativen CDU-Protestantismus. Die Deutschen Christen waren von der Bildfläche verschwunden, als hätte es sie nie gegeben. Einige von ihnen traten nun als angebliche christliche Widerständler auf. Martin Niemöller war eher ein Außenseiter und galt nun als ein unbequemer Störenfried.

Ein Abbruch der alten Mentalitäten setzte erst in den späteren 1960er Jahren ein. Die alte Führungsgeneration trat ab, aus Altersgründen. Otto Dibelius, der in vieler Hinsicht die alte Kirche verkörperte und noch im fortgeschrittenen Alter Ratsvorsitzender der EKD geworden war, trat 1966 von seinem Amt als Berliner Bischof zurück. Neue, jüngere Repräsentanten betraten nun die Bühne, und der frische Wind der 68er Studentenbewegung wehte auch in die Kirche hinein. Es gab inzwischen junge Pfarrer und bald auch Pfarrerrinnen, die sehr genau und ohne alle Beschönigung wissen wollten, wie es 1933-45 mit den Kirchen eigentlich gewesen war. Das waren unangenehme Fragen der jungen Erwachsenen an die Elterngeneration. Seit den 1970er Jahren, dem Jahrzehnt der sozialliberalen Koalition, bildete sich auf breiter Front eine komplett neue Kirche heraus. Die alten Bezeichnungen waren vielfach zwar stehen geblieben, aber ein neuer Geist eroberte in vielen Fällen die Kirchenkanzeln, die theologischen Lehrstühle an den Universitäten, die Kirchentage. Wesentliche Impulse für Innovation kamen aus den Evangelischen Akademien. Große Schritte auf dem Weg zu dieser komplett neuen Kirche waren die Einführung der Frauenordination seit ca. 1965, die Ostdenkschrift (1965), die Willy Brandts Ostpolitik vorausging, das kirchenoffizielle und nun auch theologisch begründete Bekenntnis zur Demokratie. Die maßgebliche Denkschrift der EKD zur Demokratie kam, man bedenke, erst im Jahr 1985. Ganz zentral für den Wandel war die theologisch neu formulierte christlich-jüdische Beziehung, ein großes Umdenken, das nach 1945 in Gang kam und den traditionellen christlichen Antijudaismus mehr und mehr hinter sich ließ. Dieser theologisch-kirchliche Umbruch fand im Beschluss der rheinischen Synode von 1980 seinen ersten markanten Ausdruck.

Auch eine systematische Aufarbeitung der "Sünden der Vergangenheit" kam nun mehr und mehr in Gang. Als herausragende Beispiele seien hier die große, einflussreiche Bonhoeffer-Biografie von Eberhard Bethge (zuerst 1967), der wissenschaftlich große Wurf des Tübinger Kirchenhistorikers Klaus Scholder über die Kirchen im Dritten Reich (1977), und die auf diesem schwierigen Gelände mutig vorangehende, allzu früh verstorbene Scholder-Schülerin Leonore Siegele-Wenschkewitz genannt. Letztere wagte sich als Theologin in ihrer radikalen kirchenhistorischen Aufklärungsbereitschaft offenbar zu früh zu weit vor und büßte dadurch - so meine These - eine akademische Karriere

an den theologischen Fakultäten ein. Die von ihr während der 1980er Jahre geplante Habilitationsschrift über die Tübinger Theologie im "Dritten Reich" wurde ihr verhindert. Es war also auch in den 1980er und 90er Jahren längst noch nicht alles gold, was da zu glänzen begann.

Heute, am Vorabend des Reformationsgedenkens, haben wir eine völlig andere Kirche als um 1900, als 1930, und auch als noch 1950 oder 1960. Man muss sich den gewaltigen religions- und kirchengeschichtlichen Wandel des vergangenen Jahrhunderts einmal vor Augen halten. Für lange Zeit befanden sich die deutschen Protestanten in stolzer Majorität: zwei Drittel der Deutschen waren Protestanten, ein Drittel waren Katholiken, andere Religionen oder Konfessionslose spielten kaum eine Rolle. Heute sind die Protestanten eine Minorität in Deutschland, sie repräsentieren ein knappes Drittel (ca. 28 %), die Katholiken haben ihr historisches Drittel knapp behaupten können (29 %), ein weiteres Drittel der Deutschen ist heute konfessionslos, hinzu kommt ein Anteil von ca. 5 % Muslimen. Die in weiten Landesteilen vorherrschende protestantische Monokultur von einst hat sich in einen religiösen Pluralismus verwandelt. In der Hauptstadt Berlin, wo die Protestanten um 1933 noch 70 % der Einwohner ausmachten, kommen sie heute nur noch auf knapp 20 %. In Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt, den Kernländern der lutherischen Reformation, zählen die Protestanten heute zwischen zehn und 20 Prozent der Bevölkerung. Hier spielen natürlich die Nachwirkungen der forcierten Säkularisierung der DDR-Zeit eine Rolle, aber die Verhältnisse haben sich auch nach 25 Jahren deutscher Vereinigung kaum gewandelt. Kirchenzugehörigkeit ist nicht mehr erblich, wie früher, sondern wird mehr und mehr zu einer individuellen Option, zu einer bewussten Entscheidung jeder einzelnen Person.

Wir haben also, vor dem Erfahrungshintergrund kräftiger protestantischer Partizipationen an den deutschen Katastrophen des 20. Jahrhunderts und angesichts fundamentaler Säkularisierungsprozesse heute eine ganz andere Kirche. Aus Schaden, so lautet eine Volksweisheit, wird man klug. Vom extremen Nationalismus und seinen verheerenden Folgen scheinen die Deutschen mehrheitlich ein für allemal geheilt. Insofern ist auch die etwa hundertjährige Gefangenschaft der deutschen Protestanten im Nationalen längst an ein Ende gekommen. 500 Jahre protestantischer Geschichte seit Martin Luthers Tat im Jahr 1517 sind gewiss ein bedeutender Anlass zu historischem Gedenken. Die Kirchen können und sollen das feiern. Aber man sollte sich im Gedenkjahr 2017 zugleich auch vor der stolzen Attitüde hüten: Ach, wie haben wir Protestanten es doch so herrlich weit gebracht. Die fatalen protestantischen Abirrungen und Entgleisungen im frühen 20. Jahrhundert erzählen eine andere Geschichte. Und selbst im Gebaren der Gegenwarts-

kirchen gibt es ja immer wieder auch Probleme und Konflikte, die besondere kritische Aufmerksamkeit und gelegentlich Interventionen verdienen.

Zwei solcher aktuellen Problempunkte möchte ich zum Abschluss nennen. In Potsdam versucht eine kirchliche Initiative seit nunmehr 15 Jahren, die im Krieg zerstörte Garnisonkirche wieder aufzubauen. Um dieses Projekt ist ein verbissener Kulturkampf zwischen Befürwortern und Gegnern entbrannt, der die Potsdamer Stadtgesellschaft spaltet. Man kann sicher gute Gründe für einen Wiederaufbau beibringen, vorwiegend wohl architektonische Aspekte der Potsdamer Stadtlandschaft. Aber ebenso gut ist nachvollziehbar, dass viele Zeitgenossen eine Wiederkehr jenes "Geistes von Potsdam" befürchten, der einst mit dieser kriegerischen Kirche verbunden war. Nicht wenige Protagonisten unter den Befürwortern neigen leider zu einem Geschichtsrevisionismus, der die unerfreulichen Seiten der Garnisonkirchengeschichte auf bedenkliche Weise schönzuschreiben versucht. Mit Geschichtsklitterung wird dieses Projekt nicht gelingen. Eine nüchtern-kritische geschichtswissenschaftliche Betrachtung von Thron und Altar, der Bestrebungen gegen die Weimarer Demokratie, des "Tags von Potsdam" und der preußischen Militärkirche als einer politischen Bühne für Stahlhelm, SA und NSDAP dürfen hier nicht auf der Strecke bleiben.

Ein zweiter Punkt kritischer Aufmerksamkeit muss das Projekt der Wiedererrichtung eines Lutherdenkmals in der Mitte der Hauptstadt Berlin sein. Hier wurde in den 1880er Jahren ein riesiges Lutherdenkmal errichtet, in vielerlei Hinsicht ein Abbild des pompösen wilhelminischen Protestantismus jener Epoche. Große Teile des Denkmals waren im Zweiten Weltkrieg für Kriegszwecke eingeschmolzen worden, aus Melancthon, Zwingli und Calvin machte man Kanonenrohre. Nur Luther selbst war übrig geblieben. In der DDR-Zeit war er vorübergehend verschwunden, dann stand er recht vereinsamt und verloren in der städtebaulichen Wüste von Berlin-Mitte neben der Marienkirche. Das war sicher ein unbefriedigender Zustand und sollte, so befand man, zum Reformationsjubiläum so nicht bleiben. Daher wurde ein Wettbewerb für eine Neukonzeption des Denkmals ausgeschrieben. Inzwischen ist ein Entwurf prämiert, der Luther vom hohen Sockel genommen hat und in neuer Konstellation zeigt. Gegen die Realisierung regt sich nun kirchlicher Widerstand, man findet das Denkmal nicht angemessen. Das wird sicher noch öffentlichen Streit geben. Mit zu bedenken ist bei jeder Neuerrichtung eines Lutherdenkmals heute der Antisemitismus in Luthers "Judenschriften". Der war schon vor 1933 schlimm, und er steht nach Hitler und Holocaust noch einmal in einem ganz anderen Zwielflicht da. Es scheint mir ohnehin zweifelhaft, ob heute die Neuerrichtung von Lutherdenkmälern noch wünschenswert wäre. Und wenn eines wie jetzt in Berlin neu kommen sollte, dann kann ein solches Projekt in seiner Gestaltung nicht ohne Rücksicht



auf die verflochtene Geschichte von Protestantismus und Nationalismus, von christlichem Antijudaismus, Antisemitismus und Nationalsozialismus geschehen.

Die eingangs gestellte Frage lässt sich abschließend leicht beantworten: über weite Strecken seiner jüngeren Geschichte war der deutsche Protestantismus aus einem falsch verstandenen Patriotismus heraus leider zu viel deutsch und zu wenig christlich - zu seinem eigenen Schaden und auch zum Schaden der deutschen Geschichte und Gesellschaft insgesamt.